

schen Künstlertum ihres Mannes, sie war eine trockene, energische, aufs Praktische gerichtete Natur, die auch wohl herb sein konnte (wir fühlen das zwischen den Zeilen der Biographie, die ihre Tochter geschrieben hat); aber sie besaß so viel Gemüt, daß sie an dem Schaffen ihres Mannes teilnehmen und den erschütternden Eindruck seiner Werke aufnehmen konnte; sie war eine kühle Natur, deren Liebe zu Fjodor Michailowitsch nichts von physischer Leidenschaftlichkeit hatte, wie sie selbst gesteht; sie hat vielmehr in Achtung, Verehrung und dienender Hingabe bestanden. Aber gerade so hat sie diesem heimbedürftigen Menschen die Liebe geschenkt, die er brauchte, ja sie hat das Beispiel der reinsten Frauenliebe gegeben, die Wärme und Geistigkeit am vollkommensten verbindet, der verehrenden, selbstlos dienenden, endlos geduldigen Liebe. Und gerade so hat sie sich auch die treueste Liebe ihres Mannes verdient: eines seiner letzten Worte im Sterben war das ebenso ehrliche wie ehrenvolle Bekenntnis: „Vergiß nicht, Anja, daß ich dich immer innig geliebt und dich niemals, auch nicht in Gedanken betrogen habe.“

Zu welchem Unfegen dem unerfahrenen, vertrauensfertigen Dichter die Frauen hätten werden können, das sehen wir an seiner ersten Gattin, der er buchstäblich zum Opfer fiel; es war freilich bei den ersten taumelnden Schritten, die er aus dem sibirischen Zuchthaus heraus tat; da begegnete er dieser Schamlosen, die ihn so furchtbar betrog und kränkte. Wir sehen es auch an der „Freundin“, der Pauline Suslova, die ihn für einige Zeit verzaubert hatte, obwohl sie nur eine hohle Larve war; mag sie ihn auch dichterisch angeregt haben, es war doch ein vergiftendes Anagemittel. Zwei Frauen nacheinander ist Dostojewski zum Opfer gefallen! Nach allgemein gültiger Erfahrung hätte man für gewiß halten können, dieser Mann sei vom Schicksal dazu bestimmt, wie so viele andere, der „Büchse der Pandora“ und ihrem schrecklichen Inhalt zu erliegen. Aber siehe da, Dostojewski fand Anna Grigorjewna!

Anna Grigorjewna kam zu Dostojewski in einer Zeit höchster Not; sie kam als bezahlte Stenographin und hat ihm geholfen, innerhalb weniger Wochen das Manuskript eines bestellten Romans fertigzustellen und dem ausbeuterischen und auf das Verstreichen des vertraglichen Termins lauerten Verleger rechtzeitig einzuhandigen. Aber diese wenigen Wochen genügten, dem vielbedrängten Dichter klarzumachen, daß er ohne dieses energische

Mädchen, das noch ein halbes Kind war, nicht mehr leben, ja nicht mehr schaffen könne: nicht im Sinne verstiegener Verliebtheit, sondern in dem Sinne seelischer und materieller Notwendigkeit. Daß aber das Leben ihn zwang, ohne dieses Mädchen nicht mehr auskommen zu können, das war neben seiner dichterischen Gabe die größte und süßeste Gnade, die dieses Leben ihm schenkte. Es stockt uns jetzt noch vor Schrecken das Herz, wenn wir in Annas Erinnerungen lesen, aus welchen Bedrängnissen dieses Künstlerleben herauszuführen war in jahrelanger schwerer Mühsal und Sorge. Ohne diese Frau, ohne ihre zielbewußte Energie, ihren unererschütterlichen Glauben und ihre oft geniale Pädagogik (Anna hat ihren Mann zuweilen in hellsehender Berechnung selbst zum Glücksspieler gemacht) wäre der Dichter von „Kodion Raskolnikow“ dem Vampirismus seiner inneren und äußern Feinde wohl unrettbar zum Opfer gefallen und schon auf den ersten Stufen seines Künstlerweges erlegen. Es möchte uns zu Mute werden wie dem Reiter auf dem Bodensee, wenn wir nachträglich sehen, wie wenig gefehlt hätte, daß „Der Idiot“, „Die Dämonen“ und „Die Brüder Karamasoff“ nie wären geschrieben worden. Es fehlte wahrlich wenig! Denn wie geringe Wahrscheinlichkeit bestand von vornherein, daß der hoffnungslos in Lebensnöten verstrickte Dichter die kleine Stenographin finden werde, die irgendwo in einem weit entfernten Stadteil von Petersburg lebte! Er hat sie auch nicht gefunden, aber sie wurde zu ihm gesandt. . . . Es gab wahrlich einen guten Gott und eine helle Gnade für Dostojewski, den Zuchthäusler, den Epileptiker, den vom Schicksal Gezeichneten!

Peter Lippert S. J.

Der Streit um Goethes „Joseph“

Im Anhang zur vierten Auflage vom ersten Bande der Baumgartnerschen Goethe-Biographie (Freiburg 1923, Herder) habe ich bereits vor etwas über einem Jahre eine gedrängte Darstellung (samt einschlägiger Bibliographie) der ziemlich lebhaften Kontroverse zu geben versucht, die sich an die Auffindung eines dem Knaben Goethe zugeschriebenen Epos über den ägyptischen Joseph knüpfte. Für Leser, die nicht im Besitz dieses auch als Sonderdruck erschienenen Anhangs sind und auch sonst den einzelnen Phasen des Streites kaum die nötige Aufmerksamkeit zu widmen imstande waren, sei hier kurz nochmals auf den bisherigen Stand der Frage und die hauptsächlichsten Beweis-

gründe für und gegen die Echtheit des umstrittenen Schriftstücks hingewiesen.

In seiner mit aller Vorsicht, die schon der Titel nahelegt, als historische Verweisquelle zu benützenden Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“ (1. Teil, 4. Buch) erzählt Goethe in behaglicher Breite von einem langen frommen Epos, das er als Knabe im Elternhause an Hand der biblischen Erzählung über den ägyptischen Joseph verfaßte. Aus Leipzig meldete er seiner Schwester Cornelia, er habe es zugleich mit einigen andern unreifen Jugendwerken dem Feuer überantwortet. Dieses Selbstzeugnis des Dichters galt bis vor kurzem in Kreisen der Goetheforscher und Literaturfreunde überhaupt als unantastbar. Um so größer war das Aufsehen, als 1920 der Altonaer Gymnasialprofessor Dr. Paul Piper ein Epos über den ägyptischen Joseph veröffentlichte, das, wie er in einer gelehrten Vorrede nachzuweisen versuchte, keinen andern als den Knaben Goethe zum Verfasser hat (Joseph, Goethes erste große Jugenddichtung, wieder aufgefunden und zum ersten Mal herausgegeben von Prof. Dr. Piper. Faksimile-Ausgabe, Hamburg 1920). Piper, der inzwischen, im Frühjahr 1924, gestorben ist, teilte in dem Buche mit, er habe das von ihm veröffentlichte Schriftstück schon 1894 von einer frommen Dame der Altonaer Brüdergemeinde erhalten. Über die Herkunft der Handschrift wußte die Dame nichts zu berichten, im Manuskript fehlte der Name des Verfassers.

Die vorgefundene Dichtung setzt sich aus fünf langen epischen Gesängen in gereimten Hexametern (Alexandrinern) zusammen. Ab und zu werden die Alexandriner durch verschiedenartige, mehr lyrisch gehaltene Strophen unterbrochen. Insgesamt umfaßt das Werk etwas über 5000 Verse, die durchweg in trockener, ganz und gar nicht jugendlich stürmischer Sprache, viel eher in ermüdender Breite die Geschichte des ägyptischen Joseph und seiner Brüder auf Grund der biblischen Erzählung behandeln. Das Beste und Poesievollste sind einige innige Arien, die inhaltlich und zum Teil auch in der Form offenbar dem protestantischen Kirchenlied entnommen wurden.

Gegen Pipers Veröffentlichung und Deutungsversuche erfolgte sofort vonseiten der zünftigen Goetheforscher schärfster, man könnte fast sagen, gereizter Widerspruch. D. Pniower, J. Petersen, J. Wahle, G. Witkowski, A. Leigmann, D. Heuer, H. Meyer-Benfey und andere Fachmänner lehnten zum Teil in den schroffsten Ausdrücken „das wertlose Buch“, dieses Machwerk eines unbekannten, geist- und poesiearmen

Berfeschieds und Stümpers ab und fanden es geradezu unerträglich, daß man ein jämmerliches Erzeugnis, in dem sich auch nicht die Spur einer „Öbwenklaue“ offenbare, ausgerechnet dem größten, wenngleich noch erst im Werden begriffenen Genius auf dem deutschen Parnas zuzuschreiben wage.

Manche Widersprüche zwischen der veröffentlichten Handschrift und den Aufschlüssen, die Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ und in brieflichen Notizen über seine Jugenddichtung gibt, vermochte selbst Piper nicht ganz in Abrede zu stellen. Es mag noch hingehen, wenn er in seiner Entdeckerfreude auf den Einwurf, daß Goethe von der Vernichtung seines Jugendwerkes spreche, darauf hinweist, daß in dem bekannten Briefe an Cornelia nicht von der vollzogenen, sondern nur von der beabsichtigten Verbrennung die Rede sei. Der Dichter erklärt aber auch ganz ausdrücklich, daß er sich für „eine prosaische Behandlung“ des biblischen Stoffes entschied, da er sich vergebens nach einer passenden Versart umgesehen habe. Hier bleibt uns Piper mit seinen 5000 gereimten Alexandrinern eine irgendwie befriedigende Antwort schuldig. In seinem Schriftstück merkt man auch wenig von dem Einfluß der Prosadichtung „Daniel in der Löwengrube“ von Fr. Carl v. Moser (Frankfurt 1763), die nach Goethes eigenem Geständnis auf das Gemüt des jungen Frankfurters eine große Wirkung ausgeübt hat. Sehr gegen die Echtheit dieses vermeintlichen Goethe-Fundes spricht endlich der auffallende Mangel an Frankfurter sprachlicher Lokalfärbung des Schriftstücks und noch besonders die häufige Verwechslung von Dativ und Akkusativ, zumal von „mir“ und „mich“, die fast mit Sicherheit auf einen niederdeutschen Verfasser hinweist. Nur ihre geringe Vertrautheit mit der Frankfurter Eigenart mochte Piper und seinen norddeutschen Sekundanten, den Berliner Essayisten Manuel Sch n i g e r (Goethes Josephbilder — Goethes Josephdichtung, Hamburg 1921) verleiten, gerade über das letztgenannte schwerwiegende Bedenken gegen ihre Behauptungen oder Annahmen sich leichten Herzens hinwegzusetzen. W. A. Berendsohn dagegen, der in seinem ziemlich umfangreichen Buche „Goethes Knabendichtung“ (Hamburg 1922) ebenfalls die Echtheit des Piperschen Fundes verteidigt, geht zwar auch auf das sprachliche Problem ein und versucht mit stärkstem Aufwand von gelehrtem Rüstzeug die diesbezüglichen Einwände der Gegner zu widerlegen; aber seine Ausführungen wurden von dem bekannten Germanisten Professor Dr. D. Behaghel entschieden zurück-

gewiesen und wirken in der Tat nicht überzeugend. Berendsohn selbst muß schließlich gestehen, daß die fatale Verwechslung von „mir“ und „mich“ immer etwas befremdend bleiben werde. Ubrigens sieht er abweichend von Piper im aufgefundenen Manuskript nur die erste Niederschrift mit den Nachträgen, während die vom Knaben Goethe dem Vater überreichte verbesserte Fassung „mit allem andern in Leipzig verbrannt sein mag“ (S. 142).

Piper glaubte anfänglich, das ganze aufgefundenen Schriftstück sei von Goethes eigener Hand geschrieben. Von seinen Gegnern in die Enge getrieben, hat er zwar diese Position als unhaltbar geräumt und den vom Dichter erwähnten Daniel Clauer, den Sekretär von Goethes Vater, als Schreiber bezeichnet. Doch auch diese Annahme vermochte er ebenso wenig zu begründen wie die Meinung, daß wenigstens die vorhandenen zahlreichen Korrekturen die Hand des jungen Goethe verraten.

Zu den bereits genannten Verteidigern der Echtheit des Altonaer Fundes gesellte sich vor kurzem der Darmstädter protestantische Geistliche Professor D. Gustav Pfannmüller mit seiner Broschüre „Goethe und das Kirchenlied. Ein Beitrag zum Streit um Goethes „Joseph““ (Hamburg 1924). Der Verfasser hat seine literarische Arbeit, die wie alle Anwaltschriften für die Echtheit des umstrittenen Manuskriptes im Hamburger Verlag W. Gente erschien, seinen drei Vorgängern und Kampfgenossen Paul Piper †, Manuel Schniger und Walter A. Berendsohn gewidmet.

Pfannmüller will auf die Quellen zurückgehen und untersucht zunächst das Verhältnis des „Joseph“-Dichters zum protestantischen Kirchenlied. Er glaubt eine innige Vertrautheit des anonymen Verfassers mit einer großen Anzahl von gebräuchlichen Kirchenliedern, zumal mit vielen im Frankfurter Gesangbuch vom Jahre 1748 (bzw. 1764) enthaltenen, feststellen zu können. Da nun Goethe, vor allem aber seine Mutter, Frau Rat, manche vom „Joseph“-Dichter verwendeten Kirchenlieder nachweislich bevorzugte, oder doch häufig erwähnte, so hält Pfannmüller die Identität der beiden Dichter für nahezu erwiesen. Diese Beweisführung wird, wie er meint, noch verstärkt durch eine vergleichende Studie über die Motive der „Einsamkeit“ und der „Sorge“ im Leben und Schaffen des „Joseph“-Dichters und Goethes.

Es muß zugegeben werden, daß Pfannmüller aus gründlicher Kenntnis seines Gegenstandes und der gesamten einschlägigen Literatur an die Lösung des schwierigen Problems

herantritt. Zweifellos ist ihm der Nachweis gelungen, daß der „Joseph“-Dichter eine ganze Reihe der beliebtesten protestantischen Kirchenlieder sehr wohl gekannt hat. Doch mit der Feststellung dieser kaum von jemand bestrittenen Tatsache ist noch nicht viel gewonnen. Schon das weitere und wichtigere Argument, daß sich die betreffenden Lieder im Frankfurter Gesangbuch vom Jahre 1748 (bzw. 1764) finden, gibt zu Bedenken Anlaß. Die Gesangbuch-Ausgabe von 1764 muß zum vornherein ausscheiden, da Goethe seinen „Joseph“ vor deren Erscheinen verfaßte. Pfannmüller aber hält die beiden Ausgaben nicht klar auseinander, was doch unbedingt geschehen müßte, selbst wenn sie im wesentlichen übereinstimmen. Sodann bleibt er uns die Antwort auf die schon hier sich aufdrängende Frage schuldig, ob diese von ihm namhaft gemachten Kirchenlieder (von Martin Luther, Johann Heermann, Johann Rist, Paul Gerhardt, Johann Jakob Schütz und einigen weiteren weniger bekannten Dichtern) sich nicht auch in andern zeitgenössischen Gesangbüchern gerade so gut wie im Frankfurter finden. Wenn nein, dann hätte Pfannmüller sicher nicht versäumt, auf diese für ihn äußerst wertvolle Tatsache hinzuweisen; wenn ja — und diese Antwort ist höchst wahrscheinlich —, dann bleibt der ganze erste Teil seiner Broschüre ohne eigentliche Beweisraft für die Hauptthese.

Die Ausführungen Pfannmüllers in den weiteren Abschnitten gehen nicht über Wahrscheinlichkeitsargumente hinaus, die zwar den Leser ab und zu etwas stutzig machen, auch wohl für den Augenblick verblüffen und zum Nachdenken zwingen; doch von da bis zur vollen Überzeugung ist noch ein weiter Weg. Dies alles im einzelnen nachzuweisen, liegt nicht in meiner Absicht und dürfte einen weiteren Leserkreis auch kaum interessieren. Pfannmüller gibt übrigens zu, daß seine Arbeit die Frage nach der Echtheit der Handschrift Pipers, von dessen Auffassung er in einigen Einzelheiten, ähnlich wie schon Berendsohn, abweicht, noch nicht endgültig zu entscheiden vermag. Er schreibt darüber im Wortwort offen: „Ich habe mich grundsätzlich von aller Polemik ferngehalten. Ebenso bin ich auf die rein sprachliche Seite des Problems, die auch ich noch für ein ungelöstes Rätsel halte, nicht eingegangen, weil ich kein Fachmann auf diesem Gebiete bin.“

Aber gerade das sprachliche Moment ist in unserer Frage von größter Bedeutung und fällt, wie der einmütige Widerspruch vonseiten

der Goetheforscher und einiger hervorragender Germanisten zeigt, doch wohl entscheidend gegen die Echtheit des Altonaer Fundes in die Wagschale. Auch diese neue Anwaltschrift zu Gunsten der Piperschen Veröffentlichung vermag mich daher nicht von meiner Überzeugung abzubringen, die ich vor über einem Jahre aussprach, „daß es sich hier nicht um Goethes echten ‚Joseph‘ handeln kann, sondern um einen der vielen Versuche unbekannter Verfasser aus dem 18. Jahrhundert, den biblischen Stoff für erbauliche Zwecke auszuwerten“.

Soviel dürfte indes Pfannmüller mit seiner durchaus beachtenswerten, fleißigen und interessanten Studie erreicht haben, daß nun auch jene von Pipers Segnern, die im ersten Eifer die Altonaer Handschrift fast ohne ernstliche Prüfung als das wertlose Elaborat eines verächtlichen Stümpers ablehnten, gezwungen sein dürften, sich noch einmal und sachlicher als bisher mit der ganzen Frage zu beschäftigen.

Alvis Stockmann S. J.

Reizbarkeit der Tiere und der Pflanzen

Mit Genugtuung sei zunächst darauf hingewiesen, daß wir eine neue wissenschaftliche Pflanzenphysiologie in deutscher Sprache besitzen (Jena, G. Fischer; Band I 1924, Band II 1923). Verfasser sind die Professoren W. Benecke und L. Jost. Freilich wird das neue Werk auf dem Titelblatt als „vierte, umgearbeitete Auflage von Jost, Vorlesungen über Pflanzenphysiologie“ bezeichnet. Aber daß es jetzt zwei Bände sind und daß der Stoff des ersten Bandes von Benecke völlig neu bearbeitet ist, läßt schon erkennen, daß es sich durchaus nicht um einen neuen Titel für ein altes Werk handelt. Während Benecke den Stoffwechsel der Pflanzen eingehend zur Darstellung bringt, hat der Form- und Ortswechsel im zweiten Band durch Jost sachmännliche Bearbeitung erhalten. Jost ist bekanntlich auch der Verfasser des pflanzenphysiologischen Abschnittes in dem bekannten „Bonner Lehrbuch“ (Lehrbuch der Botanik für Hochschulen, 16. Aufl. bearbeitet von Gitting, Jost, Schenk, Karsten). Den 143 Seiten, welche hier auf die Pflanzenphysiologie entfallen, steht das neue Werk mit zusammen 918 Seiten als gewaltige wissenschaftliche Leistung gegenüber.

Diese Vorbemerkungen waren notwendig, um der folgenden Mitteilung die rechte Unterlage zu geben. Es soll hier kurz auf die zwei

letzten Seiten der neuen Pflanzenphysiologie aufmerksam gemacht werden. Nicht nur Pflanzenphysiologen von Fach, sondern auch die zahlreichen Freunde physiologischer Studien sowie Naturphilosophen und Psychologen sollten den Standpunkt des Verfassers bezüglich der Reizbarkeit kennen lernen. Denn in Jost spricht zu ihnen nicht einer von den Popularisatoren, die dem Arbeitsernste der eigentlichen Wissenschaft oft so fernstehen, sondern ein Mann, der seit Jahrzehnten studierend, lehrend, forschend mit den pflanzlichen Reizerscheinungen, von denen ja auch die größere Hälfte des zweiten Bandes des oben zitierten neuen Werkes ausschließlich handelt, beschäftigt ist. Und um so lieber weisen wir auf Jost hin, weil ihm augenscheinlich daran gelegen ist, daß seine Auffassung von der pflanzlichen und tierischen Reizbarkeit recht bekannt wird. Denn die Ausführungen, welche wir der Pflanzenphysiologie (II 465 f.) entnehmen werden, sind von ihm etwas früher gleichlaufend oder doch dem Sinne nach auch in dem verbreiteten Bonner Lehrbuch (G. 323 f.) und knapper bereits 1913 im achten Bande des Handwörterbuches der Naturwissenschaften (G. 218) veröffentlicht worden. Es liegt nicht in unserer Absicht, zu dem einen oder andern Ausdruck oder Gedanken kritische Stellung zu nehmen, zumal der Leser selber sofort sieht, wie vorsichtig und zurückhaltend, zweifelnd und einschränkend der Verfasser sich ausdrückt, aber auch moderne Schriften in genügender Zahl kennen wider, in denen vom Erkennen, Denken, Urteilen usw. der Pflanzen und Pflanzenteile wie von ganz selbstverständlichen, durch die „Wissenschaft“ gesicherten Tatsachen fortwährend die Rede ist. Aus diesem letzten Satze geht schon zur Genüge hervor, was gemeint ist, wenn in dieser Literatur so oft von der Psyche der Pflanze gesprochen wird. Nicht etwa die Pflanzenseele der scholastischen Philosophie, wie sie seit alters als Lebensprinzip des pflanzlichen Organismus gelehrt und verteidigt wurde, sondern eine anima sensitiva oder gar intellectiva.

Nun sei der kurze Abschnitt aus Jost (II 465 f.) wiedergegeben, für den der Titel „Reizbarkeit der Tiere“, wie der Inhalt zeigt, allerdings etwas zu eng gefaßt ist. Ein etwas längeres Zitat aus Goethe erschien uns hier entbehrlich.

„Wenn wir die pflanzlichen Reizerscheinungen mit denen der Tiere vergleichen, so ist zunächst einmal zu konstatieren, daß mit geringen Ausnahmen die gleichen Reize in den beiden Organismenreichen wirksam sind, und daß wenigstens in Einzelfällen (Kleoptile ge-